

# Beilage zum Frankfurter Tageblatt

Nr. 279

Donnerstag, den 1. Dezember 1927

86. Jahrgang

## Eine vernichtende Abrechnung mit Sowjetrußland

Der Sozialist Dr. Friedländer berichtet vor einer Arbeiterversammlung im Leipziger Volkshaus über seine Studienreise durch Sowjetrußland. Der Bericht Dr. Friedländers, der von zahlreichen ebenfalls anwesenden Kommunisten mit Unruhe und erkünsteltem Gelächter aufgenommen wurde, beschäftigt wieder einmal alles, was von bürgerlicher Seite gegen die kommunistische Weltwirtschaft in Rußland vorgebracht worden ist. Dem Bericht der „Leipziger Volkzeitung“ seien deshalb die nachstehenden Ausführungen entnommen. Die Schriftleitung.

Genosse Dr. Friedländer sagte u. a.:

Groß ist in Rußland die Armut.

Niemand wird sich in einem Lande, das sich Proletariat nennt, zu wundern brauchen, wenn die Hauptstadt dieses Landes proletarischen Charakter trägt. Aber es hat mich tief betroffen, daß sie zugleich den Charakter der Armut, einer krautig stimmenden Armut und Verschlossenheit trug. In den Läden der privaten Kaufleute sah es aus wie zur Zeit des Krieges in den Läden im besetzten Gebiet. Es gab auch bessere Läden, die der Genossenschaft. Der private Handel wird, wie jeder von uns versteht, künstlich niedergehalten. Die privaten Kaufleute sind auch wirklich nicht die sympathischsten Elemente. Den biederen Kaufmann, der nur schlecht und recht seinen Verdienst haben will, findet man wenig. Wer unter den schlechten Verhältnissen in Moskau Ware verkauft, will daran möglichst groß verdienen. Das hat ohne Zweifel dem genossenschaftlichen Handel in den Städten eine große Überlegenheit gegeben. Auf dem Lande dagegen ist der private Handel überlegen, weil jeder Händler die Bedürfnisse der Ortsbewohner kennt. Die Genossenschaften machen auch in der Art ihrer Geschäftsführung und Bedienung einen günstigen Eindruck.

Aber die Preise sind überaus hoch.

Der russische Arbeiter ist schlecht und armlich gekleidet. Beschalt? Die Textilarbeiter z. B. verdienen 50 bis 52 Rubel. Die rote Fahne schrieb, ich hätte, als ich dies behauptete, gelogen. Es ist mir sehr peinlich, weil die Ziffern, die ich anführe, vom allrussischen Textilindustriekongress 25 Rubel entsprechen etwa 110 Mark. Aber die Kaufkraft des Rubels ist noch mehr gesunken als die Kaufkraft der Mark. Für einen Mantel, der hier etwa 30 Mark kostet, muß man dort mit 200 bis 210 Mark zahlen.

Wenn Sie sich diese Summen vor Augen halten, können Sie un schwer verstehen, daß der russische Arbeiter zwar leidlich essen und trinken, schlecht wohnen, aber nicht sozial Kleidung beschaffen kann, wie sie der deutsche Arbeiter hat.

In den Fabriken sieht man meist einen ganz veralteten Maschinenapparat. Maschinen, die 20, 30, 40 Jahre und teilweise noch älter sind. Diese Maschinen haben jahrelang stillgestanden, jetzt müssen sie mehr leisten, als in der Vorkriegszeit. Wurden sie vor dem Kriege 10 Stunden täglich in Bewegung gehalten, so jetzt in mehreren Schichten. Diese Maschinen, die heute überbeansprucht sind, müssen mit drei Spindeln so viel leisten, wie vor dem Kriege vier Spindeln. Es ist daher selbstverständlich, daß sie sehr stark abgenutzt werden. Da ist die Frage: wie kann der Maschinenapparat ersetzt werden, von größter Wichtigkeit. Wenn man das Kapital dazu nicht hat, muß man es borgen.

Das gibt der Sowjetregierung neue Schwierigkeiten und Sorgen.

Das Essen in den Fabriken habe ich als ausreichend, wenn auch nicht als großartig gefunden. Es gibt dort typische, russische Speisen, eine Kohlsuppe und ein Stück Brot oder ähnliches. Die Wohnungsverhältnisse sind keineswegs erfreulich, wenn man auch berücksichtigt, daß Moskau einen starken Zustrom von Menschen aus den Landgebieten aufnehmen mußte. Etwa eine Million Bauern sind nach Moskau gestromt, die nun auch einen Teil des Arbeitslosenheeres ausmachen. In den Wohnungen sind drei bis vier Frauen an einem Herd für drei bis vier Familien die Speisen bereiten. Familien von vier, fünf und mehr Köpfen haben ein Zimmer, ein Bett.

Auf den Straßen überall Kinder ohne Eltern, Kinder, deren Eltern gestorben, Kinder, die ihren Eltern fortgelassen sind. Es handelt sich nicht um Tausende, nicht um Zehntausende, sondern um viele Hunderttausende. Was man für sie getan hat, ist unzureichend.

In Charkow fand man eine große Reihe von 12jährigen Mädchen, die syphilitisch verkränkt waren. In Moskau gibt es ein Heim, in dem Kinder dem Lafter der Kaufleute entzogen werden. Warum alles das heute noch, nach zehn Jahren Sowjetregierung?

Wenn es wahr ist, was mir ein Mann sagte, daß mit 89 Millionen Rubel jährlich dem Land in wenig Jahren ein Ende bereitet werden könnte, dann verstehe ich nicht, wie ein Staat, der sich Arbeiterstaat nennt, Millionen und aber Millionen für inländische und ausländische Propagandazwecke verwenden und das Schlimmste im eigenen Lande unbeseitigt lassen kann...

(Großer Lärm bei den Kommunisten, Zuruf: Schwindel!)

Ich bekenne offen, ich bin wieder gekommen von Rußland auch mit einer Fülle von Eindrücken positiver Art. Ich unterschreibe die Parole: Hände weg von Sowjetrußland! Aber ich gestatte mir auch die Forderung:

Hände weg von den andersgerichteten Verhältnissen,

von den Verhältnissen, über die nicht von Rußland aus, sondern nur von uns selbst entschieden

werden darf! Man hat sich in Sowjetrußland dieses Experiment gefallt lassen auf der breiten Basis eines Agrarstaates. Trotzdem gab es eine Arbeitslosigkeit, die lange Zeit hindurch viel größer als jetzt war, die zeitweilig

60 bis 70 Prozent der Bevölkerung erfaßte.

Überlegen Sie, wie bei der Anwendung der gleichen Methode und bei Eintritt der gleichen Folgen dieses Experimentes auf den deutschen Industriestaat mit seinen 20 Millionen Arbeitern wirken würde.

Glauben Sie, daß wir in Deutschland das Experiment wagen dürfen, auf die Gefahr, daß wir 2, 3, 4 Jahre hindurch ein Arbeitslosenheer von 13 bis 14 Millionen haben? Wägen Sie das zu bejahen, so erkläre ich mich geschlagen, aber nicht geschlagen von der höheren Einsicht.

Glauben Sie, daß wir in Deutschland allein entscheidende Auswirkungen vornehmen können, ohne daß gleichzeitig in Polen, in der Tschechoslowakei, in Frankreich, in England und anderswo die Arbeiterklasse die gleiche Macht und den gleichen Willen hat? Das ist das Tragische im Grunde genommen war die deutsche Revolution bereits verloren in dem Augenblick, als die gegnerischen Truppen, als Truppen von Siegerstaaten nicht gleichfalls die rote Fahne hielten. Was wir jetzt brauchen, ist klarer und sicherer Kampf.

## Statt Abbau neue Stellen?

**Merkwürdiges vom neuen tschechischen Staat**  
Dresden, 30. 11. Gerade die höchsten Regierungskreise werden nicht müde, zu versichern, daß Sozialarbeit in jeder Beziehung für Reich, Länder und Gemeinden das Gebot der Stunde sein müsse. Eine äußerst merkwürdige Illustration zu diesen Versicherungen wird aber der tschechische Staat für 1928 bieten; er wird, wie bestimmt verlautet,

sieben neue Ministerialstellen

entwerfen. Es handelt sich ja nicht nur um die Gehälter, die den Staat damit neu belasten, mehr noch fallen die einschlägigen Ausgaben ins Gewicht für Räume, Angestellte, Licht, Heizung, Bedienung, Schreibmaschinen und so weiter. Man wird getraut sein dürfen, zu erfahren, ob Finanzminister Weber diesem merkwürdigen Kabinetsbeschlusse zustimmt oder ob er gegen keinen Einspruch zu machen gedenkt. Was lagen übrigens die Sparkommissionäre Schindl und Rüttner zu dieser Sotbologie ihrer Aufgabe?

## 10 Millionen Mark Hindenburgspende

Berlin, 30. 11. Die Sammlungen zur Hindenburgspende haben rund 7 Millionen Mark in bar erbracht. Hinzutritt der Erbschaft aus den Hindenburg-Erbschaften, die bekanntlich noch bis Ende Januar vertrieben werden. Er wird auf 2 1/2 Millionen Mark geschätzt, so daß unter Hin-

zurechnung der im Rahmen der Hindenburgspende dem Reichspräsidenten dargebrachten Sachunterstützungen in Gestalt von Freistellen in Anstalten usw. sich ein Gesamtbetrag von 10 Millionen Mark ergibt.

Der Reichspräsident hat die ihm vom deutschen Volk dargebrachten Mittel einer in diesen Tagen errichteten rechtsfähigen Stiftung „Hindenburgspende“ überwiesen. Ihre Satzungen bestimmen als Zweck die Ergänzung der Versorgung der Veteranen, Kriegsbefähigten und Hinterbliebenen und im Rahmen der aus dem Markenerbs zu Verfügung liegenden Mittel die Unterstützung der dem Mittelstand angehörenden, schwer Not leidenden Kleinrentner, Sozialrentner usw.

## Die Notwendigkeit eines Zusammenchlusses im engl. Bergbau

London, 30. 11. (Zuspruch.) Lord Beaverbrook tritt heute in der „Daily Express“ erneut für Zusammenfassung des englischen Bergbaues zu einem einzigen großen Trust ein. Die jetzigen Räte der Industrie seien nur auf Organisationsfehler zurückzuführen, nach deren Beseitigung dem britischen Bergbau angesichts der wachsenden Nachfrage nach Kohlen in der ganzen Welt eine gewinnbringende Tätigkeit sicher sei. Beaverbrook weist als Beispiel für die Schaffung eines Verkaufssystems auf das rheinisch-westfälische Kohlen Syndikat hin, das finanziell nicht verantwortlich sei und den einzelnen Firmen in mancher Hinsicht seine Freiheit lasse. Allerdings sei zu befürchten, daß die Übernahme eines deutschen Systems die konservative Regierung des Vorwurfs der Nationalisierung oder der Annahme sozialistischer Prinzipien aussetze.

**Melk Milch**  
Verschönderte Mütter geben ihren Kindern außer Milch ein Getränk, das anregend auf den Appetit wirkt und auf den Schlaf einwirkt. Dieses Getränk ist das Melk-Milch, das den Kindern den besten Schlaf bringt. Dieses Getränk ist sehr billig, 100 Gramm für 30 Pfennig, 1 Liter für 3 Mark.

**Gesund wie das tägliche Brot**  
Lesen Sie die Anweisung! Beachten Sie die Zubereitung! Eschtheit vor mir! Ur-Wasser überbrühen, nicht kochen!

## Aufklärung!

Besichtigen Sie auch bitte unsere **Kunstporzellanabteilung** Hier werden Sie die Erzeugnisse erster Qualitätsfabriken vorfinden.

Das unstrittig größte, im ganzen Deutschen Reichs mit an erster Stelle stehende Spezial-Geschäft für echte Bleikristalle in Chemnitz hat seinen **Weihnachts-Verkauf** bereits eröffnet. **Echtes Bleikristall** ist nach wie vor das schönste Weihnachtsgeschenk. Wenn Sie darin eine Auswahl sehen wollen, wie Sie sie weder in Chemnitz noch in der ganzen weiten und breiten Umgebung von Chemnitz ein zweites Mal finden werden, dann **müssen** Sie direkt zu uns kommen. Außerdem: der Name **Fichte** bürgt für **la. Qualitäten**.

**Kristallhaus Fichte, Chemnitz, Königstr. 30 u. Zimmerstr. 16.**

## Erkämpftes Glück

Originalroman von J. Schneider-Foerfl. Arbeiter-Rechtschutz durch Verlag Ost. Weister, Weidenau.

54 Nachdruck verboten.  
Die Bild glitt lieblosend über die große Schale voll dunkler Flüssigkeit, die neben ihrem Bett stand und von diesen hinweg nach den Rosen, die draußen im Zimmer, dessen Türen weit offen standen, einen köstlichen Duft hereinströmten. „Ich fürge mich“, sagte sie unermüdet, „ob man zu Hause auch nicht vergißt, die Gräber der Eltern zu schmücken, das einzige, was mir noch von all meinem Glück geblieben ist.“  
Und wo liegt der Mann begraben, den Sie geliebt haben, mein Kind?  
Neben Marias Gesicht lief ein Zittern. „Auf dem Grabe der Woldegg.“ Hastig wandte sie ihr Kopf zur Seite.  
„Mein Armes!“ Frau von Dänfeld schielte über sich selbst, denn sie hatte nach Marias Händen gegriffen und dieselben wiederholt an die Lippen gedrückt. „Darf ich es wissen? — Alles, liebes Kind! Wie es gekommen ist und ob er gut war und ob er Sie so geliebt hat, wie Sie es verdienen.“  
Frau von Dänfeld bereute die Frage noch ehe sie ganz gesprochen war, denn Marias Augen standen voll von Tränen. „Er hat mich mehr geliebt, als ich je verdient hatte. — Ich war nicht immer gut zu ihm. Alles habe ich in Stunden des Jammers auf ihn geschüttet: Spott, Bormärkte, Beschuldigungen. Er hat nie gequert. Einige Tage vor seinem Tode wurde er noch aus St. Georgen ausgewiesen, weil der Arzt gefürchtete, daß er mich liebte. Als ich das Härtchen in Essental ergriffte, kam er, um mich vor der Menge zu schützen. Ich war aber bereits in Sicherheit. Ihn aber warf ein Streifen nach kurzem Wortwechsel in die Woldegg, die damals

vollständig von Treiben überzogen war. Er kam nicht wieder zum Vorschein. Bis heute hat sich seine Leiche auch an der Spitze nicht verfangen, wie ich immer noch hoffe, um wenigstens sein Grab zu haben. — Mir ist alles zur Last. Das ganze Leben, und alles, was es noch bringen wird, die Pflichten, die mich zu Hause erwarten, der ganze Betrieb. — Ich wollte, es wäre heute Nacht zu Ende gewesen. Ich würde so gar nicht fragen, wenn ich heute oder morgen sterben dürfte.“  
Die lebenden Hände der Mutter fuhren unaufhörlich über die kalten Finger ihres Kindes hin. Aber ihr Gesicht blieb tief gereizt. „Wir denken immer nur an uns selbst, Maria“, sagte sie stöhnend, „und an die anderen erst dann, wenn wir sie nicht mehr haben. Wir bereuen immer erst, wenn es zu spät ist. Ich wurde von meinem Mann vergährt, ich hatte ein entsetzliches Laster. Ich beschämte alles, was eine Frau an Wünschen in sich tragen kann und habe alles hingegessen um der Leidenschaft einer Stunde willen. Mit vollem Wissen und Überlegen zertrümmerte ich mein eigenes Glück und wurde die Frau des anderen, dessen Namen ich selbstertrage. Aber ich fand seit jenem Tage keine ruhige Stunde mehr. Mein Dasein liegt wie eine endlos trostlose Strecke vor mir. Ein Zurück gab es nicht mehr. Der Mann, den ich verließ, fand kein Verzeihen für meine Schuld. — Mir blieb nichts als die Reue.“  
„Sich wann sind Sie Witwe?“ fragte Maria teilnehmend.  
„Seit zehn Jahren!“  
„Und der Mann Ihrer ersten Ehe?“  
„Auch er ist tot!“  
„Und Ihr Kind?“  
Das Frauen Gesicht sank tief herab. „Es weih nichts von mir, und ich habe nicht den Mut, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen: Ich bin deine Mutter.“

„Aber Frau von Dänfeld!“ Marias Gesicht

zeigte ein feines Rot der Erregung. „Ich denke, daß Ihre Sorge ganz überflüssig ist.“

„Meinen Sie, Maria? — Könnte es nicht auch sein, daß meine Tochter — sie ist ungefähr im dem Alter wie Sie selbst — mir nicht den Rücken wendet, wenn ich ihr alles sage? — Daß sie mich nicht gehen heißt, weil ich sie um eines anderen wegen schon in dem ersten Jahre ihrer Kindheit verließ? Daß sie mir nicht den Schimpf ins Gesicht schleudert, ich sei eine schlechte Frau und Mutter gewesen, mit der sie auch jetzt nichts zu tun haben will?“

Marias Hände takteten unruhig über die Decke. „Es wäre schrecklich“, sagte sie mildevoll.  
„Richt wahr, Fräulein Mollon? — Und Sie sind also auch der Meinung, es wäre besser, zu schweigen und mich mit dem Leben wie bisher abzufinden.“ Gertraud Dänfeld schloß ihr Blut bis an den Hals klopfen in der Erwartung der Antwort, die nun kommen mußte.

Maria sah ratlos auf das flimmernde Sonnenband, das sich immer weiter durch das Zimmer schob. „Aber geliebt — nicht wahr, gnädige Frau — geliebt haben Sie Ihr Kind doch immer, trotzdem Sie es verließ.“  
„Immer — Und herent, daß ich es verloren habe und mich nach ihm geseht und nächstelang nach ihm geweiht, weil ich es nie mehr haben durfte.“

„Das würde ich ihm alles sagen“, rief Maria. „Das Entsetzen Dr. Kingtons unterbrach ihr Gespräch. Er war sehr zufrieden mit dem Befinden der Patientin, trat gemeinsam mit den Damen ein Glaschen Tokajer, wobei er allerhand Erzählliches aus seiner Praxis erzählte. „Denken Sie nur.“ sagte er, während ihm Frau von Dänfeld eine Kesselle zurechtlegte, „was es da im Leben zuweilen für tolle Sachen gibt. Die Menschen behaupten zwar, es geschähe keine Wunder mehr, aber das ist glattweg eine Lüge. Ich habe da so ein junges Büchlein von acht oder neun Jahren als Patienten. Jart wie Kilaron, mit den Tränen

der Mutter und dem Gelde des Vaters großgepappelt. Der Mann ist deutscher Konjul in Lugano und die Mutter wohnt mit dem Jungen seit Jahren hier, obwohl auch in Danos Leute sterben, wenn man es auch nicht wissen lassen will und sie bei Nacht auf die Friedhöfe bringt. Es gibt kein Kraut für den Tod und für eine verkaufte Lunge ebensovornig. — Und die des Meinen war wirklich nichts mehr wert.“

Wie ich nun so vor etwa sechs oder acht Wochen wieder einmal hinlomme um nachzusehen, wie's dem Jungen geht, fliegt mir die Mutter an den Hals und weint und lacht und stammelt und schluchzt, so daß ich alle Mühe hatte, sie zu beruhigen und herauszuliegen, was eigentlich los sei.“

„Vater hat verziehen“, gestand sie mir, noch immer an ihren Tränen schluchzend. „Nun wird mein Kind gesund werden, lieber Doktor — es muß ja! — Richt wahr, es muß ja!“  
Ich bin mir noch immer nicht ganz klar gewesen, da hat mir dann der Konjul, welcher gerade zu Besuch da war, die Geschichte seiner Ehe erzählt.

Die junge Frau war eine Jüdin, blond wie ein deutsches Gretchen und ein Gesicht wie die Heiligenbilder in den Kirchen. Und wenn das Weib den Mann liebt — sie wissen ja — dann gibt es alles hin: Helmut und Vaterhaus, Geschwister und Freunde — Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott ist mein Gott! — Nicht weinen, liebes Fräulein Mollon, sonst muß ich aufhören zu erzählen. — Und die junge Frau hat's auch so gemacht. Da hat ihr der Alte gestrichelt und ihr geschmeichelt, Gott solle sie heimsuchen an dem Liebsten, das sie habe, und das war ihr Mann und Kind. — Und eben an dem Jungen, da hat's sich gerächt. — Ein zweites Schenke der Himmel nicht: So war das Unglück voll.

(Fortsetzung folgt.)